

Spuren Gottes in der pluralistischen Gesellschaft

I. Glaube und Kirche in der pluralistischen Gesellschaft

Die Grundsignatur für die Gottesfrage und die Spurensuche in der heutigen Zeit ist der religiöse weltanschauliche Pluralismus. Pluralismus ist kein einfaches harmloses Wort und drückt nicht bloß Vielfalt, Pluralität aus. Es sagt: Es gibt immer weniger gemeinsame verpflichtende Grundüberzeugungen.¹

Die These des Pluralismus ist nicht so unschuldig, wie sie sich anhört. Der Pluralismus ist grundsätzlich unaufhebbar und muss als unübergehbare Realität angenommen werden. Er führt in der Postmodernität oft zur Gleichgültigkeit, was der Andere glaubt und denkt. Gemeinsamkeiten sind nur noch schwer festzustellen. Dies ergibt in der Gesellschaft zentrifugale Kräfte. Der Einzelne braucht eine gewisse Einheit der Lebensführung. Deshalb ist das individuelle Streben nach Synkretismen, Bastelbiographien stark ausgeprägt. Der Einzelne sucht sich etwas zusammen. In der Diskussion über die Grundwerte in den Jahren 1975/76 hat man versucht, die zentrifugale Tendenz nach rückwärts zu binden in Grundrechten und Grundpflichten. Ohne Fundamentalüberzeugungen sei kein Staat zu machen, hieß es damals.

Von kirchlicher Seite wurde diese Sprengkraft des Pluralismus lange unterschätzt. Hegel hat diese Kräfte der Desintegration als „Pulverfass“ gesehen, an das man nur die Lunte legen muss. Der 11. September hat dies bestätigt. Als katholische Christen und als Kirche haben wir uns schwer getan mit diesem Pluralismus. Es dauerte lange, bis man zur Demokratie Ja sagen konnte. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist es in der westlichen Welt und in Osteuropa notwendig gewesen, sich auf den Pluralismus einzustellen und den richtigen Ort darin zu finden.

Zwei Tendenzen sind dabei auszumachen. Die erste Tendenz oder Bewegung kann man fast als abgeschlossen betrachten: Wir mussten lernen, mit diesem Pluralismus zu leben, Toleranz einzuüben und Religionsfreiheit ganz konkret auszuüben. Es galt, in einen Dialog einzutreten mit den verschiedenen Gruppen unserer Gesellschaft und uns in den Diskurs einzubringen, dialogfähig zu werden und uns darin auch zu bewähren. Den Dialogpartnern, die ein gewisses Misstrauen hegten gegenüber einer totalitären Tendenz und einer Kirche, die einen eindeuti-

¹ Dieses Grundsatzreferat wurde auf dem Pastoralkongress der Schönstattfamilie am 22.05.2002 frei nach Notizen gehalten. Die Tonbandnachschrift wurde gründlich durchgesehen, doch wurde der Vortragsstil absichtlich beibehalten. Darum wurde auch auf Nachweise verzichtet, die sich in anderen Veröffentlichungen des Verfassers finden.

gen Wahrheitsanspruch erhebt, galt es zu vermitteln: Wir können uns in einer solchen pluralistischen Gesellschaft bewegen. Die letzten Jahrzehnte haben viel gebracht in Richtung dieser Einübung in den umfassenden Dialog in der Gesellschaft.

Aber natürlich hat es im Laufe dieser Entwicklung auch Verletzungen und Schäden gegeben. Die Ursachen dafür lassen sich zum Teil in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils selbst finden. Ein intensives, jahrelanges Ringen um die Religionsfreiheit findet sich in ihnen wieder. Es ist - Gott sei Dank – gelungen, hier wichtige, wegweisende Aussagen zu machen, die ja teils auch in erheblicher Spannung zu dem stehen, was die Kirche noch Jahrzehnte vorher gesagt hat. Eine sehr mutige Entscheidung des Konzils zeigt sich darin. Aber nicht ganz so gelungen ist es, die Religionsfreiheit und die Toleranz mit dem eigenen, bleibenden Wahrheitsanspruch zu vermitteln. Dieser Anspruch ist vorausgesetzt worden: Die eigene Überzeugung wird nicht preisgegeben, an ihr wird festgehalten. Wie aber dieses Modell mit der Absolutheit des Christentums theoretisch und praktisch zusammengeht, mit der Einübung von Toleranz und mit einem entsprechenden Verhalten in pluralistischen Gesellschaften: Dies hat das Konzil nicht mehr aufgezeigt, und auch in der nachkonziliären Theologie blieb dies Thema meist brach liegen. Sicherlich wäre hier noch manches theologisch aufzuarbeiten gewesen. Da und dort hielten dadurch eine falsch verstandene Liberalität, ein Relativismus der Wahrheitsfrage gegenüber einem Synkretismus im Verhältnis zu den Religionen Einzug, führte – wenigstens ansatzweise – zu einer Aufweichung der eigenen Überzeugungen. Auch wenn dieser Prozess in dieser Phase abgeschlossen ist, lässt sich noch immer lernen, wie Auseinandersetzung, wie Partizipation an gesellschaftlichen Vorgängen gestaltet werden muss. Kirche ist jedoch heute in einem hohen Maß als gesellschafts- und dialogfähig anerkannt.

Eine zweite Bewegung oder Tendenz scheint mir aber am Ende dieser Phase, in der die Kirche noch stärker den Dialog lernte, und in der heutigen Situation wichtig zu sein. Es kommt darauf an, dass man in diesem Pluralismus seine Unverwechselbarkeit behält und einen Standort markiert. Dialog führen darf nämlich nicht heißen, dass man in der pluralistischen Gesellschaft einfach eine Gestalt unter vielen Gestalten ist, am Ende auch nicht mehr als eine graue Maus unter anderen grauen Mäusen. Natürlich darf man auch nicht zurückfallen in eine dialogunfähige absolutistische Selbstbehauptung. Heute muss man versuchen, ein eigenes und unverwechselbares Zeugnis nach innen und nach außen zu bekunden und trotzdem offen zu bleiben auf Universalität hin. Es ist jetzt die Zeit, in der man sich nicht einfach allgemeinen Tendenzen anpasst, dass wäre eine falsche Konsequenz aus diesem Lernprozess. Jetzt kommt es entschieden darauf an, dass man seinen eigenen Standort markiert, und zwar eben in einer Weise, die sich bewusst ist, dass es andere Standorte gibt und man in einem gewissen Wettbewerb der Ideen steht. Dies ist eine wichtige neue Situation, in die wir hineinkommen und die wir noch in hohem Maß vor uns haben. Zum Teil wird sie natürlich auch schon in einer wirklich guten Weise praktiziert.

Das bedeutet auch, dass man in der Gesellschaft den Mut hat, seine eigene Position sehr deutlich zu machen - aber ohne Fundamentalismus und Fanatismus. Es ist nicht immer einfach, eine entschiedene Haltung einzunehmen, die keinen Zweifel daran lässt, wo man steht, ohne in diese beiden Fehlhaltungen abzugleiten. Eine ähnliche Fehlhaltung wäre ein Relativismus in der Wahrheitsfrage. Ich möchte den Fundamentalismus nicht verteufeln; er ist eine falsche Antwort auf eine echte Frage. Diese echte Frage lautet: Wie kann man in der Pluralität unseres Lebens, in der hochgradigen Spezialisierung, in der Unübersichtlichkeit unseres Lebens zu letzten Gewissheiten kommen? Gibt es sie unter Umständen, wie viele sagen, eben gar nicht mehr? Muss man Abschied nehmen von einer letzten Gründung? Dem gegenüber ist ganz klar: Der Glaube wäre nicht mehr Glaube, wenn es nicht einen letzten und im Grunde einfachen Halt im Leben und im Sterben gibt. Der Fundamentalismus hat insofern ein Gespür dafür, dass in der modernen Lebenswelt, in ihrer Gespaltenheit, Pluralität und Unübersichtlichkeit eine solche letzte Grundhaltung in vielfacher Weise gefährdet ist und dass es für die Menschen gerade darauf ankommt, eine solche letzte Maßstäblichkeit zu haben. In diesem Sinne ist der Fundamentalismus eine falsche Antwort auf die richtige Frage. Die richtige Frage lautet: Wie komme ich zu dieser letzten Gewissheit meines Lebens? Wenn ich mit meiner Antwort aber flüchte allein in den Buchstaben eines Dogmas hinein oder in ein bestimmtes System, dann ist dies letzten Endes eine falsche Antwort. Aber eine Verteufelung des sogenannten Fundamentalismus, die übersieht, dass ein echtes Problem und ein richtiges Anliegen dahintersteckt, wäre falsch.

Es braucht also eine neue Entschiedenheit jenseits von Fanatismus und Fundamentalismus. Den Wahrheitsanspruch darf man dabei nicht aufgeben und verhöhnen. Dies bedeutet auch, dass wir mehr Mut zur geistigen Offensive haben müssen. Wir dürfen nicht in einer bloßen Verteidigungshaltung verharren, mit dem Rücken zur Wand. Das, wozu wir einladen, was wir „anbieten“ können, müssen wir in einer Weise vermitteln, die uns tatsächlich in den Wettbewerb der Ideen und der Lebensformen eintreten lässt. Viel stärker müssen wir uns offensiv mit anderen auseinandersetzen, nicht zuletzt um den eigenen entschiedenen Standort zu markieren.

II. Die Priorität der Gottesfrage

Die ersten Überlegungen lauteten also: Pluralismus als Grundsignatur der Gesellschaft und in ihr ein Markieren des eigenen Standortes, Entschiedenheit. Diese entschiedene, offensive Haltung beruht natürlich ganz entscheidend auf dem Überzeugtsein von Gott selbst, auf der positiven Beantwortung der Gottesfrage. Die Gottesfrage hat m.E. einen ganz entscheidenden Vorrang vor allem anderen. Wir tun uns in unserem Alltagsbetrieb gerade in einer Kirche, die - Gott sei Dank - auf viele Ressourcen zurückgreifen kann, manchmal schwer, immer und

immer wieder zu dieser letzten zentralen, alles entscheidenden Frage durchzudringen. Dabei müssten wir ja alles andere lassen und preisgeben, wenn wir nicht zuerst und vor allen Dingen Zeugen eines lebendigen Gottes sind. Man muss das Wort ‚Gott‘ dazu ruhig einmal in der ganzen ungeheuren Weite seines Spektrums bedenken, bis in unsere fast schon nichtssagende Alltagssprache hinein. Wenn wir zum Beispiel sagen: „Mein Gott, jetzt hab ich etwas vergessen“, dann deutet das Wort Gott hier, so banal das klingen mag, darauf hin, dass unsere normale Welt, in der wir uns eingerichtet haben, im Moment etwas ins Wanken kommt. Sie ist „ver-rückt“, sie stimmt so nicht mehr; etwas Wichtiges habe ich vergessen, etwas gehört noch dazu, was ich nicht beachtet habe. Allein schon durch das alltägliche und manchmal gedankenlose Wort ‚Gott‘ kommt oft sehr viel mehr das Ganze der Wirklichkeit vor uns. Immer wieder wird uns, gerade etwa auch, wenn uns Schicksalsschläge treffen, deutlich, dass diese Alltagswelt, in der wir sind, nicht alles ist, dass es Erweiterungen, Vertiefungen, Überschreitungen dieser Welt gibt. Immer wieder wird offenkundig – man kann es eine „Transzendenzbewegung“ nennen –, dass das, was wir hier vorfinden und in dem wir uns einrichten, nicht alles ist und den Menschen nicht erfüllt.

Es ist aber – trotz dieser Bewegung der Transzendenz in der Immanenz – nötig zu beachten, was die moderne Religionsphilosophie herausgearbeitet hat: Man kann von Gott eigentlich nicht richtig reden, wenn man nicht bedenkt, dass er im Bereich des Heiligen wohnt. Das Heilige (nicht der Heilige) ist die Atmosphäre, das Medium, in dem man überhaupt in der rechten Weise von Gott sprechen kann. Es gibt hier eine ganz tiefe Entsprechung zwischen dem Denken, dem Zugang zu einer Wirklichkeit und dieser Wirklichkeit selbst. Wenn Gott der Heilige ist, dann kann ich auch nur einen Zugang zu ihm erlangen, der angemessen ist, der ihm entspricht. Es lässt sich dann auch sagen: Gott gebührt, dass wir uns entsprechend verhalten, wenn wir ihn erkennen wollen. Sonst kann man ihn nicht erkennen. „Gleiches wird durch Gleiches erkannt“, sagt schon Platon. Es braucht eine gewisse Verwandtschaft, um überhaupt etwas zu erkennen. Deswegen muss man bestimmte Verhaltensweisen haben, wenn man sich Gott nähern will. Sonst hat man leicht einen falschen Begriff von Gott, vielleicht eine Vorstellung von Gott, schlimmstenfalls sogar einen Fetisch oder ein Idol – aber nicht den wirklichen Gott.

Zu dieser angemessenen Annäherung an Gott gehört auch das Schweigen. Man muss schweigen können, um Gott vorkommen und erscheinen zu lassen. Es ist unglaublich, in welcher lärmender Welt wir leben und wie schwierig es ist, zur Ruhe zu kommen. Heute macht man ja selbst aus der Freizeit gleich wieder einen neuen Rummelbetrieb. Es ist schwierig, wirklich einmal einzukehren, Besinnung zu halten, Leere und Stille auszuhalten. Dieses Schweigen ist aber auch der Ort, um auf Gott zu hören und ihn zu entdecken, wenn er auf uns zukommt. Auch die Anbetung und die Bereitschaft, ihm im Beten zu begegnen, gehört ganz entscheidend dazu. Von Gott reden heißt am Ende, dass er uns zuerst im Beten zugänglich ist – alles

andere sind eher abgeleitete Formen. Deswegen hat Martin Buber vermutlich doch mehr recht als man denkt, wenn er sagt: *Gott ist ein Wort im Vokativ*, d.h. er ist in der Anrede ein Gott – „du, mein Gott!“ –, in der Freude oder in der Klage, er ist nicht ein Es oder in irgendeinem Es. Diese personale Form der Kommunikation mit Gott im Gebet ist fundamental wichtig; vielleicht haben wir dies in der Rede über Gott vergessen und verloren. Wir reden entsetzlich viel *über* Gott. In einem Land, in dem es so viele Theologen, so viele theologische Einrichtungen gibt – für die wir ja froh und dankbar sind –, muss man sich vor der Gefahr hüten, dass man Gott objektiviert wie ein wissenschaftliches, gegenständliches Experiment und dann eben über Gott redet wie über Vögel am Himmel.

III. „Gotteserfahrung“

Aber Gott ist ganz anders. Das lässt sich immer wieder wunderbar entdecken, wenn man in die Schule der großen Theologen geht, etwa bei Thomas von Aquin oder Bonaventura, Meister Eckhart, den großen Mystikern, aber auch in der Neuzeit bei Karl Rahner, Hans Urs von Balthasar, Henri de Lubac. Es lässt sich in dieser Tradition sagen: Das, was wir von Gott wissen und von ihm reden können, ist viel weniger, als wir annehmen; das Schweigen ist sehr viel mehr als die Redseligkeit, in die wir uns oft verlieren. Ein Wort kommt hier ins Spiel, das wichtig ist und das man sorgfältig bedenken muss: *Gotteserfahrung*. Etwas Elementares und Wichtiges ist hier gemeint, gerade gegenüber einer gewissen Gefährdung durch ein Übermaß an Reflexion.

Erfahrung sagt ja, dass es so etwas wie unmittelbare Begegnung geben kann, während wir uns in der Reflexion sozusagen immer schon in eine gewisse Distanz begeben und nachdenken über etwas, uns etwas vornehmen. Natürlich gehört auch dies zur menschlichen Vernunft. Bei Kant kann man gut lernen, dass das Vernehmen des Menschen immer doppelseitig, doppeldeutig und damit auch gefährlich sein kann. Vernehmen heißt: jemanden wie vor einem Gerichtshof vernehmen, eine Vernehmung durchführen, kritisch befragen, hinterfragen, Rechenschaft verlangen und zur Rechenschaft ziehen. Dies gehört zum modernen Denken, und nichts ist davon ausgenommen. Vor diesem Hintergrund muss man sich auch fragen, wo das Wort ‚Gott‘, der Name Gottes missbraucht wird. Im Zusammenhang des 11. September 2001 etwa, aber nicht nur da. Ich bin bis heute allergisch, wenn ich mich daran erinnere, dass ich als sechs- bis neunjähriges Kind auf den Koppeln unserer Soldaten immer lesen musste: „Gott mit uns“. Schon als Kind habe ich mich gefragt, ob das mit dem lieben Gott zu tun hat, was sie machen und machen müssen.

Es gehört zum Menschen, auch zur Beantwortung des Glaubens, zu wissen: Der Mensch muss tagtäglich immer wieder unterscheiden, und dazu gehört eben auch dieses Vernehmen. Aber Vernehmen heißt auch etwas anderes. Vernehmen heißt auch: etwas aufnehmen können, et-

was hören können, etwas annehmen können, empfänglich sein für etwas, etwas hinnehmen können. Es bedeutet auch zu wissen, dass man nicht nur aktiv ist, nicht einfach nur kritisch vernimmt, vor dem Gerichtshof der Vernunft etwa, sondern dass man als Mensch, als sterblicher, als endlicher Mensch immer auch in der Kreatürlichkeit des eigenen Wesens angewiesen ist und bleibt auf anderes und den Anderen. Es muss einem etwas geschenkt werden, gegeben werden. In dieser Zweideutigkeit des Vernehmens leben wir, müssen wir leben. Wenn wir nur noch das eine sehen, dann verarmen wir.

Auch für den Erfahrungsbegriff gilt dies. Der Begriff Erfahrung hat eine ansprechende Struktur und ist eine anziehende Größe, weil er uns verspricht: Es gibt eine Unmittelbarkeit der Begegnung mit Gott. Es ist bei uns zu wenig bewusst und auch gepflegt, dass es im Schweigen, im Gebet, aber auch in der gemeinsamen Feier eben diese Gegenwart des Kyrios, in der persönlichen Zwiesprache mit Gott oder auch in der gemeinschaftlichen Feier, im gemeinsamen Bekenntnis die Gegenwart des Herrn gibt. Wir hungern ja eigentlich alle danach, dass wir dies auch spüren, dass wir etwas davon wahrnehmen können. Darum ist auch der Erfahrungsbegriff wichtig. Erfahrung sagt immer auch, dass man nie fertig ist, dass man offen ist, dass man sich immer wieder überraschen lässt, dass man nicht eine abgeschlossene Erkenntnis hat; bei aller Festigkeit des Bodens, auf dem man steht, ist man sozusagen offen in den Himmel hinein. Diese Offenheit wird immer wieder bestätigt durch Überraschungen, durch geschenkte, unverfügbare Erkenntnis, durch neue Begegnung, durch neue Winke. Neue ‚Spuren Gottes‘ kann man dies nennen.

Aber nicht immer gibt es für uns diese unmittelbare Begegnung. Der Blick in die Bibel, von den ersten bis zu den letzten Seiten, zeigt uns auch, dass man Gott immer suchen muss, unablässig sucht und dass es nichts bloß Negatives ist, wenn Gott sich vielleicht einmal entzieht, wenn man das Gefühl der Trockenheit, der Wüste, der Leere, der Nacht erlebt. Es gehört zum Menschen – natürlich auch zum Menschen, der unter der Macht der Sünde leidet –, dass sich ihm Gott einmal verdunkeln kann. Aber die großen Meister des geistlichen Lebens sagen uns auch: Es gilt, dann nicht nachzulassen, nicht die Hände in den Schoß zu legen, sich nicht einfach zufrieden zu geben, sondern: zu suchen, zu ringen und – wenn wir durch Schicksalschläge getroffen sind – auch zu klagen. Welch ungeheure Bedeutung hat die Klage im Alten Bund in der Beziehung zu Gott! Die Klage als ein eigenes Gebet ist nicht einfach eine intellektuelle verbale Äußerung; sie nimmt den ganzen Menschen mit hinein, Leib und Seele, mit all dem, was ihn bewegt. Es ist wichtig, gerade auch für die Integration von Leben und Beten, von Alltag und Gottesdienst, dass wir wirklich die Fragen, die wir im Glauben haben, zulassen, dass wir sie mit hineinnehmen in das Zwiegespräch mit Gott. Es gibt auch in der Bibel den verborgenen Gott, nicht nur den offenbaren, der sich uns zu entziehen scheint, nach dem wir neu tasten müssen, nachdem wir immer wieder suchen müssen. Bis zur Gottverlassenheit Jesu geht dies ja. Manche Theologen meinten, man könnte gar nicht darüber sprechen, was es

eigentlich bedeutet, auch für Jesus bedeutet, von Gott, vom Vater verlassen zu sein. Man soll eher über diese Gottverlassenheit schweigen. Sicher soll man sich auch davon mahnen lassen. Aber trotzdem muss man sehen: Verborgtheit Gottes kann bis tief in die Gottverlassenheit hineinreichen. Es ist ein wichtiges Zeichen gerade auch vieler geistlicher Bewegungen unserer Tage, dass diese Verlassenheit von Gott geistlich-spirituell eine wichtige Rolle spielt, man ernst nimmt, dass es so etwas geben kann, dass es so etwas auch in meinem Leben geben kann, für Tage, für Stunden, vielleicht sogar auch einmal für eine längere Zeit. Menschen können in eine solche Verlorenheit, in eine solche Gottesfinsternis kommen. Nicht zufällig hat Martin Buber nach dem Krieg (1953) im Blick auf die Menschheit ein Buch mit dem Titel „Gottesfinsternis“ geschrieben. Das Entscheidende in dieser Situation aber ist, wie gesagt, wie auch die geistlichen Meister lehren: sich nicht damit zufrieden geben, nicht „die Hände in den Schoß legen“, sondern suchen, suchen, suchen! Und wer sucht, der findet. Er findet oft anderes, als er gesucht hat, er findet neu. Und er kann dann in ganz anderer Weise auch neu von Gott her sprechen.

IV. Plädoyer für die Einfachheit des Glaubens

Wir dürfen uns hier auch die Einfachheit des Glaubens nicht nehmen lassen. Ich habe ein kleines Buch des Mailänder Kardinals Carolo M. Martini gelesen, das demnächst im Verlag „Neue Stadt“ erscheinen wird. Es meditiert darüber, dass man immer wieder die Netze auswerfen muss, trotz aller Müdigkeit und Vergeblichkeit. Dieses Wort hat für Kardinal Martini zu Beginn seiner Zeit in Mailand vor über 20 Jahren eine große Rolle gespielt. Bald wird er die Verantwortung in jüngere Hände übergeben. In seinem letzten Hirtenbrief hat er das Motiv noch einmal aufgenommen. Auch der Hl. Vater hat in „Novo millennio ineunte“, dem Abschlusschreiben zum Hl. Jahr am Dreikönigstag 2001, dieses Wort aus Lk 5,5 nochmals aufgegriffen. „Fahr hinaus auf die See! – Auf dein Wort hin werfen wir noch einmal die Netze aus.“ Auch heute spielt dies Wort eine große Rolle. Es kann Christen Mut machen, trotz aller Rückschläge und trotz aller Vergeblichkeit immer wieder aufzubrechen und zu vertrauen, dass das Netz hält und dann sogar eine unerwartete Fülle von Fischen enthält.

Werft das Netz aus in Familie, Ehe, Beruf, bei den Nachbarn, im öffentlichen Zeugnis, in der Kirche! Wir müssen immer wieder hinführen zu dieser Einfachheit des Glaubens, die nicht Fundamentalismus ist, sondern Fülle. Diesen Weg muss die Theologie aufzeigen, sonst ist sie keine gute Theologie. Glaube, Hoffnung und Liebe kann man nicht in der theologischen Retorte herstellen. Die Gottesfrage hat in diesem Sinn den ersten Rang. Dann sind wir eine missionarische Kirche ohne Verkrampfungen. Das Zeugnis in vielfältiger Form gehört dazu, im Wort und in der stillen Tat des Lebens. Wo kann ich auch in einer verschlossenen Welt, bei lähmender Gleichgültigkeit, im schleichenden Gift des eigenen Kleinmuts Spuren Gottes finden in meinem alltäglichen Leben?

Die heutige „Spurensuche Gottes“ kann an die klassische Lehre von den „vestigia Dei“, den Spuren Gottes vor allem in der Schöpfung, anknüpfen. Sie bezieht heute aber stärker die anthropologischen, gesellschaftlichen und politischen Lebensäußerungen ein. Sie sind freilich ambivalenter, obgleich die Schöpfungszeichen auch ihre Dunkelheit haben. Um so wichtiger bedarf es der Unterscheidung der Geister.